

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 4 (1914)  
**Heft:** 21  
  
**Artikel:** Etwas von den bernischen Kellerwirtschaften  
**Autor:** Lechner, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636496>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Unmöglich!“ rief ich.

Sie setzte sich neben mich. „Ja, ja,“ lächelte sie lustig. Anfangs hat er mir geschmeichelt. Sobald er aber sie sah, begann er auch ihr schön zu tun. Er ist eben einer von denen, die nicht wissen, wie viele ihnen gefallen.“

„Ich glaubte,“ fiel ich ein, „er wolle sich damit vor den Leuten verstecken.“

„Paperlapa, verstecken!“ Den kennst du noch schlecht, Peter. Der versteckt sich so wenig als du. Doch nun kommt Adelheid, packt ihn an und fragt: Was sagst du, wenn ich mich in Diebswald melde? Er: Das würde mich gar nicht erschrecken. Sie darauf: Du würdest also nicht davon laufen. Er: Gewiß nicht, vielleicht sogar das Gegenteil. Kurz und gut, er zieht mit ihr ins Oberland, stellt sie seinen Eltern vor, danach werden sie ihre Eltern besuchen, und die Verlobung wird ohne Zweifel zustande kommen.“

„Hör einmal, Margarete!“

„Was ist's?“

„Ich muß dir eine Lüge bekennen.“

„Sicherlich, und ich glaube mehr als eine.“

„Mehr als eine weiß ich nicht. Was ich aber da von Reichtum plauderte, ist blauer Dunst.“

„Ei, ei, Peter!“

„Arm sind wir nicht; vorwärts geht es daheim, das ist wahr; aber mit Seidental dürfen wir uns nicht messen.“

„Meinst du, Seidental sei von Anfang an gewesen, was es ist?“

„Nun, demnach schaut ihr andere Leute auch noch ein wenig an. Unser Heimwesen daheim ist nicht gar groß.“

„Ich weiß schon, drei Rüche, fünf Glöden.“

„Das ist nicht wahr. Zehn Rüche sind es. Und zum Glück gehören sie uns und nicht den Schulden.“

„Meinst du, wir wissen das nicht? 's gibt Leute, die alles haarklein ausplaudern, was sie wissen. Und so eine Lehrerin weiß viel. Mich geht das alles nichts an. Du bist Schulmeister; alles hat dich gern; die Kinder am meisten, dazu zeigt sich an ihrer Freude, welchen Eifer du an der Schularbeit hast. Das ist genug, um dich uns wert zu machen.“

„Gretchen, gib mir die Hand,“ bat ich.

Sie gab mir ihre Hand.

„Laß du sie mir!“

„Wie lange?“

„Dein Leben lang.“

„Ist es dir nicht zu viel? So sechzig Jahr?“

„Mit dir, Gretchen?“ Sie schmiegte sich innig an mich. Wir hatten einander gefunden; nur noch eins quälte mich, und ich fragte drum:

„Margarete, was werden deine Eltern und Verwandten sagen?“

„Die? Die werden lachen!“

„Und spotten und sagen: Wird nichts draus, wir wollen Geld.“

Sie ließ mich los und sah mich ernsthaft an: „Hältst du die Mutter für geizig? Darüber mußt du die Armen rundum fragen. Die werden dir Bescheid geben.“ Sie lief zum Tisch und holte einen dort liegenden Bogen Papier: „Sieh Peter, lies!“ Ich las: „Sammlung für den Schulhausbau zu Rosenbaum. Ramseier, Seidental: dreitausend Franken!“ Herrschaft! Ich stand verdonnert und bodenlos beschämt. „Verzeihung, Gretchen!“ rief ich und würgte meine Rührung herunter. „Verzeihung! Ich weiß so wenig von den Leuten. Ich kannte Euch nicht. Gelt, du verzeihst mir.“

Statt aller Antwort zog sie meinen Kopf mit beiden Armen nieder, und ich küßte ihren Mund, überglücklich.

In diesem Augenblicke schellte draußen das heimkehrende Fuhrwerk, wir fuhren auseinander und sahen uns in die Augen. „Warten,“ sprach Gretchen, „die Eltern erwarten!“ Wir setzten uns oben an den Tisch. Gleich drauf erschien Elise im Türrahmen und begrüßte uns mit hellem Gelächter. „Kommt,“ rief sie in die Küche hinaus: „Kommt, Gretchen hat Besuch.“ Die Eltern traten herein. Wir gaben uns die Hände und traten vor sie hin. „Dürfen wir,“ begann ich, „Euch um ein freundliches Ja und Amen bitten?“ Der alte Ramseier entgegnete „Wenn Ihr Euch gern habt, mich freut's. Ihr seid ein Mann, fleißig und gutherzig, versteht unsereins und verachtet die Arbeit und Rauheit der Bauern nicht. Ihr seid jung, aber klug, grad auf, aber nicht hochmütig, ich vertraue Euch Gretchen gern an. Sie ist etwas flüchtig zwar, auch ein wenig eigensinnig, aber ich glaub, ihr werdet Euch verstehen. Heute hab ich Euren Vater kennen gelernt. Er ward mir sofort lieb; und ganz gleich hatt' ich's mit Euch, als Ihr zum erstenmal in Seidental wart. Ich wünsche euch Gottes Segen.“

„Ich auch,“ bekräftigte die Bäuerin.

Es ist bald Morgen. Mein junges Blut stürmt und will nicht zur Ruhe. Eine schöne Welt liegt offen vor mir: Die Welt meines Volkes, das ich bis jetzt verkannte. Weiß Gott, es ist eine Seele in diesen harten Menschen, verborgen zwar, aber deshalb um so tiefer und größer...

— Ende —

## Etwas von den bernischen Kellerwirtschaften.

Von Dr. Ad. Lechner. — Mit Genehmigung des Verlages dem „Neuen Berner Taschenbuch auf das Jahr 1910“ entnommen.

„Venedig liegt auf Wasser, die Stadt Bern aber auf Wein.“ Wir wissen nicht, wo und wann dieses Scherzwort zum erstenmal auftritt.\*) Sehr wahrscheinlich ist es im 18. Jahrhundert, vor 1798, entstanden, zu einer Zeit, da die Stadt Bern als solche noch viel eigenen Wein einzufellern in der Lage war und sich obrigkeitliche Wein-

keller an verschiedenen Stellen unter der Stadt durchzogen. Neben den zwei großen im Großen Kornhaus und in der Insel waren ihrer viele in den obrigkeitlichen Gebäuden und sonstwo, darin ein reicher Vorrat von allerhand im Land gewachsenen Weins aufbehalten wurde, wovon bei Weinmangel zum großen Vorteil der Bürgerschaft verkauft ward. Das Weinmagazin allerdings, das unter dem Kornmagazin lag, enthielt nicht Wein zum Verkauf, sondern die Zehenden- oder Domainenweine, womit

\*) Nach einer kleinen Beschreibung des großen Kornhauskellers von 1866 geschah dies Anno 1719, in Rücksicht auf den damals gefüllten, zwischen 1711 und 1716 erbauten Kornhauskeller.

die Regierung die Weinbesoldungen in natura ausrichtete.

Nicht weniger wird zur Entstehung des angeführten Sprichwortes das Vorhandensein äußerst zahlreicher Kellerwirtschaften beigetragen haben, deren Zahl im 18. Jahrhundert an 200 betrug und die im Grunde nichts anderes als z. B. im Kanton Solothurn so genannte Eigengewächswirtschaften waren. Der sehr einträgliche Weinhandel, das einzige Gewerbe, das in den oberen Kreisen nicht als entwürdigend galt, war den regimentsfähigen Geschlechtern vorbehalten, die in der Waadt, am Bielersee und im Aargau viele Reben besaßen. Fremde Weine durften ohne besondere Erlaubnis (Patent geheißen) nicht ins Land, und „fremd“ nannte man alle Weine, die außer Ihr Gnaden Land gewachsen waren, wobei indessen Neuenburg und Neuenstadt, als im Burgrecht stehend, ausgenommen wurden. Ihre überschüssigen, an die Tavernen und Weinschenken zu Stadt und Land nicht veräußerten Weine, die immer noch einen nicht gering zu schätzenden Vermögensbestandteil ausmachten, suchten die glücklichen Eigentümer anderswie abzusetzen, und das geschah eben in den Kellerwirtschaften, wobei es denn auch vorkommen konnte, daß eine patrizische Tochter den Weinausschank persönlich besorgte, bis ein solches Vorgehen als standesungemäß empfunden ward und allgemein „Kellernägde“ angestellt wurden.

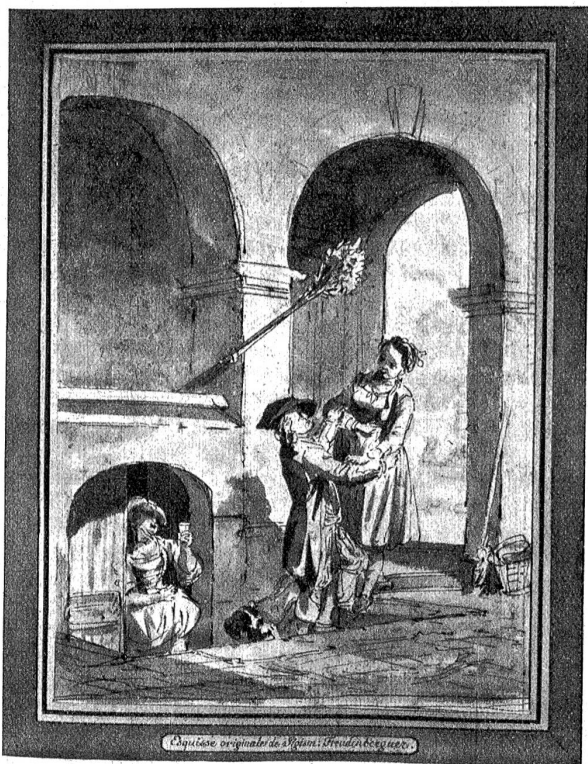
Die große Zahl der alten Weinschenken erklärt sich daraus, daß es neben ihnen nur etwa 6 Gasthöfe (Tavernen oder Herbergen) und doppelt so viele Gesellschaftsstuben gab. Wo sollte also das übrige Volk und zumal das Landvolk verkehren? Für sie waren nun eben die Keller da, welche insoweit — aber auch nur insoweit — den modernen Cafés und Restaurants entsprechen. Daß der Besuch ein reger war und daß es dabei lebhaft zugeht,



Szene vor einem Weinkeller an der Stelle des heutigen Café z. Zytglogge in Bern, aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

begreift sich vollends aus den damaligen Zeitverhältnissen heraus. In Jahren, da, wie z. B. 1631 und 1632, die Kornpreise bedeutend niedriger standen als vorher und nachher und da auch der Wein sehr billig war, konnte die Obrigkeit sogar in den Fall kommen, durch Sittenmandate einzuschreiten, in denen es dann etwa heißt: In dieser wohlfeilen Zeit habe der Bettelstand nur noch zugenommen, bei den meisten dieser Leute sei das Almosen übel angewendet und man müsse mit Bedauern sehen, daß sie es „den Kellerhälsen und Bynhüseren zubringen, in welchen mit ohne Ergernuß teglich sitzen und nisten vil unnütze Hushalter, liederliche Bötz und volle Tropfen, so dasjenige, welches zu ihr und der Ihrigen Unterhalt dienen sollte, durch den Hals hinrichten und ein sölich epicureisch, viechisch und grüwlich Wesen und Leben üben und trieben, als wenn sie kein Erkenntnuß Gottes hetten und mit verhengtem Zaum der Höllen zufahren wellten!“

Eines Gedankens, der uns das Vergnügen bereitet, wie einst in jungen Tagen eine Karussellfahrt, können wir uns nicht erwehren: Bürger und Untertanen tranken damals wie heute und Wein noch mehr als heute, da die andern Getränke noch nicht bekannt oder noch nicht so beliebt waren. Also rissen die regierenden Kreise, als glückliche Weinbergbesitzer, den Weinhandel und -Vertrieb in einer Form an sich, daß die Konkurrenz fremder Weine und Weinhändler nicht eben sehr zu fürchten war. Die durstigen Bürger und Untertanen tranken also größtenteils den Wein der obern paar Hundert, wozu ihnen durch die unbegrenzte Gestattung von städtischen Kellerwirtschaften an die Regimentsfähigen noch ganz besonders reichliche Gelegenheit geboten wurde und wozu sie sich durch die Unverfälschtheit, Vorzüglichkeit und Billigkeit des Tropfens ganz besonders animiert fühlten. Und dann, wenn es so recht lustig und ausgelassen herging und wader geheckt wurde, erließen dieselben Herren, denen die Keller gehörten, oder doch deren wohladelgeborene Familienzugehörigen und Anverwandten, die eben am Staatsruder saßen, scharfe Verdikte gegen die saufwütigen Untertanen. Der Wein mußte abgesetzt und getrunken, aber die Forderungen der Sittlichkeit und Wohlstandigkeit mußten doch auch an Mann gebracht werden, wozu war man denn die von Gott eingesetzte landesväterliche Obrigkeit? Und eben diese zwei Rücksichten, die kommerzielle und die sozialpolitische, denen gleicherweise gedient werden mußte, waren dann wie zwei



Originalskizze in Tusch von Sigmund Freudenberg (1745–1801) im bernischen Kunstmuseum. Stellt vielleicht den Bibliothekskeller an der Kellergasse dar.



Pferde, von denen das eine „hüft“ und das andere „hott“ zieht — kein Wunder, wenn der Fuhrmann gelegentlich wetterte und mit der Peitsche knallte! . . .

Von den hier beigegebenen Bildern, die uns bernisches Kellerwirtschaftsleben am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellen, verdanken wir die beiden ersten der gest. Mitteilung von Herrn Prof. Türler, dessen Hilfe wir uns auch sonst in diesem Aufsatz erfreuten. Dem bernischen Kunstmuseum, der Landesbibliothek und der Inhaberin des rühmlich bekannten „Alöhlkellers“ sei für Ueberlassung der betreffenden Bilder zur Reproduktion der beste Dank ausgesprochen. — Auf dem ältesten Bilde sehen wir den sogenannten „Meyen“, d. i. ein Tannbüschlein, ein Besen von Tannreißern („Tanngroh“), ausgesteckt, während die anderen Keller mit einem fast tavernenartigen, wohl hölzernen Schilde (Stern im Kreisrund, anderswo Tafel mit Rebzweig) dem Durstigen winken. Diese Ausschank-Zeichen waren an Stangen angebracht, welche schräg aufwärts oder in leicht gehobener Horizontale herausstanden. Noch heute sieht man bei vielen Häusern der Stadt

Bern an den Seitenflächen der Bogenpfeiler eiserne Ringe oder Haken, von denen der innere etwas tiefer liegt; dadurch waren seinerzeit die Stangen gestossen, oder sie wurden bequem darein gelegt. Wo immer man in Bern neben einem Kellerhals zwei solcher korrespondierender Ringe oder Haken an der Pfeilerwand sieht, da ist sicher früher einmal eine Kellerwirtschaft gewesen. An einigen Lauben sehen wir auch nur noch einen einzigen Haken, der andere wird im Laufe der Jahrzehnte abgebrochen oder als hinderlich abgeschlagen worden sein. — Auf den zwei Bildern in der heutigen Nummer finden wir vor den Kellereingängen die damalige Volkssitte dargestellt, daß Bauernbursche ihren Mädchen die Schürze lösten, um sie zum Eintritt in das Wirtshaus, hier zum Abstieg in den Weinkeller, zu veranlassen, was man im Kanton Bern die „Kellerschröbelen“ nannte. — Wie es die Lauben noch heute sind, so waren auch wenigstens für das alte Bern diese Ausschank-Keller, die in ihrem Bau so sehr durch jene bedingt sind, mit ihnen ein besonderes Merkmal der Stadt und finden sich, wie jene, in dieser ihrer Anzahl wohl nirgends sonst. (Schluß folgt.)

## Die Wirtshausreform: Warum sie nötig ist.

Von Paul Keller, Pfarrer in Zürich.

(Schluß)

Aber wie frei werden von diesen Nöten? Es gab eine Zeit, sie liegt etwa 30 Jahre zurück, da wurde die Lösung ausgegeben: Heraus aus dem Wirtshaus! Die ältere Abstinenzbewegung, die ja die ganze Alkoholfrage rein individualistisch anfaßte, hat auch im Blick aufs Wirtshaus sozusagen von Mann zu Mann geredet: Komm, laß das Wirtshaus, dann bist du der Versuchung entrückt und mit der geringern Zahl der Trinker wird auch die Zahl der Schankstätten sich vermindern! Das war herzlich gut gemeint, hat auch manchem aus der Trunksucht herausgeholfen, zumal man sich seiner annahm mit jenem brüderlichen, ich möchte fast sagen seelsorgerlichen Eifer, der jene Periode auszeichnete. Aber für das Ganze war damit wenig erreicht, konnte nicht viel erreicht werden, denn diese Methode überließ die sozialen Faktoren: Die in den modernen Verkehrs-, Erwerbs- und Gesellschaftsbedürfnissen begründete Unentbehrlichkeit des Wirtshauses, die gewaltige Macht der Trinksitte, die durch den Fortbestand des Alkoholkellerhauses auch weiter Nahrung fand, und die nicht weniger gewaltige Macht des Alkoholkapitals, das dieser Kleinarbeit der Trinkerretter spottete.

Aus diesen Gründen hat die neuere Zeit die Lösung: „Heraus aus dem Wirtshaus!“ zwar nicht fallen lassen — sie hält sie dem einzelnen Trinker und hält sie dem erkrankten Wirtshaus gegenüber immer noch aufrecht —, aber sie ergänzt das „Heraus aus dem Wirtshaus!“ durch das „Heraus mit dem Wirtshaus!“ und stellt damit dem Ruf nach der Sittenreform den Ruf nach der Wirtshausreform zur Seite. Oder besser gesagt: sie will die Reform des Wirtshauses, weil sie klar erkennt, erst durch eine Umwandlung des Wirtshauses ist auch eine Umwandlung der Trinksitte zu erreichen. Wenn wir aber gefragt werden: „Aus was heraus soll denn das Wirtshaus gelöst werden?“ so antworten wir: Aus der doppelten Verstrickung mit dem Alkoholismus und dem privaten Kapitalinteresse, die ihm beide so gefährlich geworden sind und es zu einer Gefahr für das Volkswohl machen. Wir möchten eine neue Art von Wirtshaus, vorerst neben und je länger je mehr an Stelle des alten setzen: ein Wirtshaus, das, indem es grundsätzlich und unerbittlich auf den Ausschank alkoholischer Getränke verzichtet, keine gesundheitliche und sittliche Gefährdung mehr bietet, weder für diejenigen, welche darin bedienen, noch für diejenigen, die sich darin bedienen lassen; ein Wirtshaus, das, indem es der Trinksitte keinen Raum mehr gönnt, beides aufhebt, die entwürdigende Trink-

gewohnheit, wie auch die gewaltigen Schadenwirkungen, die aus ihr entspringen; ein Wirtshaus, das, indem es sich der Privatpekulation entzieht und sich bewußtweise auf den Boden der Gemeinnützigkeit stellt, unserem Volke Heime bietet, darin es gesunde Erquickung und reine Erholung finden kann.

Ein solches Unterfangen ist sicherlich etwas Großes, der Teilnahme und der Arbeit der Besten wert. Es ist aber auch etwas Kühnes, weil es in Gegensatz tritt zu tief eingewurzelten, jahrhundertalten Gewohnheiten und ungeheueren Geldinteressen. Jedenfalls kann es nicht durchgeführt werden von heut auf morgen, sondern nur langsam, mühsam, Schritt für Schritt. Und es kann überhaupt nicht durchgeführt werden, wenn es nicht weitreichende Unterstützung findet. Alle Sozialgefinnten, alle, die es wirklich gut meinen mit unserem Volke, den gegenwärtigen und den künftigen Geschlechtern, sollten sich dazu verbünden. Ich würde kaum einen Zweig der Sozialreform, wo Arbeit so dringlich und so dankbar ist, wie hier, weil das gebundene und entartete Wirtshaus dem Wohl der Einzelnen, der Familien, des Volkes täglich neue Wunden schlägt, während das befreite und gereinigte jeden Tag an diesem Wohle baut. Vor allem aber bedürfen wir der Mithilfe unserer Frauen. Die Frauen sind ja am meisten bei dieser Reformarbeit interessiert, denn wie niemand sonst leiden unsere Gattinnen und Mütter unter den Schadenwirkungen des Alkoholkellerhauses. Die Frauen sind aber auch am besten dazu berufen, als die natürlichen Hüterinnen der Sitte, auch der Volkssitte, als die geborenen Pflegerinnen des Hauses, auch jenes Hauses, darin ihre Gatten und Söhne, ihre Töchter und Schwestern ihre Erquickung und Erholung suchen müssen, wenn sie „außer Hauses“ sind. Endlich dürfen aber unsere Frauen nicht vergessen, daß es sich hier um eine Pionierarbeit handelt, die auch positiv ihrem Geschlecht zugute kommen wird. Es ist fürwahr eine wohlfeile Art, über die Tausende von Töchtern, die nach der Sitte unseres Landes im Wirtshaus bedienen, verächtlich die Achsel zu zucken: „Kellnerinnen!“, aber nicht den kleinen Finger zu rühren, um die Lage dieser Tausende zu verbessern. Die Wirtshausreform wird die Möglichkeit dazu bieten. Sie wird für die neue Bewirtungsart auch eines neuen Bewirtungsstandes bedürfen. Und weil sie auch hierin nicht das Kapitalinteresse, sondern das Gemeinwohl im Auge hat, wird sie auch auf die Heranbildung dieses Personals alle Sorgfalt verwenden. Und ist es so unglaublich, daß,